



Leseprobe aus Böhnisch, Die Verteidigung des Sozialen,
ISBN 978-3-7799-2374-9

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-2374-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2374-9)

Einleitung: Angewiesenheit und Anerkennung

Der Kampf um gesellschaftliche und berufliche Anerkennung scheint für die Soziale Arbeit bis heute vergeblich zu sein. In einer wachstumsfixierten Gesellschaft gelten fast nur die marktwirtschaftlich „produktiven“ Bereiche etwas, die reproduktive Sphäre, die Arbeit mit den Menschen, ist unterbewertet. Zudem ist dieser Bereich, im Schatten der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, immer noch weiblich konnotiert und wird deshalb nicht selten wie die als selbstverständlich vorausgesetzte Familienarbeit behandelt. Dazu kommt, dass die Soziale Arbeit oft mit ihrer Klientel identifiziert wird und damit erst recht ein negatives Image erhält. Wenn Kommunen sich an Standortwettbewerben beteiligen, dann stellen sie ihre Verkehrsanbindung, ihr Schulsystem, ihre Kitaplätze, ihr Kulturangebot und ihre Freizeitmöglichkeiten in den Vordergrund. Dass sie eine gute Sozial- und Jugendarbeit machen, fügen sie in der Regel nicht hinzu. Das könnte ja auf soziale Probleme verweisen und in einer „Problemregion“ möchten sich Investoren vielleicht nicht ansiedeln. Man geniert sich geradezu, die Soziale Arbeit in das Attraktivitätsspektrum der Kommune einzubeziehen. Das findet man aber auch in der Bevölkerung, dass die Arbeit am Menschen – die Medizin ausgenommen – nicht als vollwertige Arbeit anerkannt wird. Nehmen wir zum Beispiel zwei zentrale Arbeitsprinzipien der Sozialen Arbeit, die Alltagsorganisation und die Sprache. Wir wissen, wie anspruchsvoll und komplex die Versuche und Anläufe sind, KlientInnen, die gleichsam aus dem Alltag herausgefallen sind und diesen nicht mehr für sich organisieren können, eine eigenständige Strukturierung ihres Alltags wieder zu ermöglichen. Wir wissen alle auch, welche komplexen methodischen Zugänge es braucht, dass KlientInnen in die Lage versetzt werden können, über ihre psychosozialen Probleme zu reden, sie auszusprechen. Bei vielen Menschen außerhalb der Sozialen Arbeit sind dies keine Fachkompetenzen, sondern Dinge, die alle doch einigermaßen können.

Das alles hinterlässt Spuren im beruflichen Selbstverständnis und Selbstbewusstsein vieler SozialarbeiterInnen. Viele sind es auch müde, immer wieder um Anerkennung zu heischen. Auch von der Fachdiskussion ist in letzter Zeit wenig in Sachen Anerkennung zu erwarten. Der sozialpädagogische Diskurs scheint mir geradezu gespalten. Auf der einen Seite eine kritische Diskussion, welche vor allem die restriktiven gesellschaftlichen und sozialpolitischen Bedingungen angreift, denen Soziale Arbeit im Zeitalter der Ökonomisierung ausgesetzt ist und die zunehmend in sie vermittelt sind, andererseits die Beschränkung auf die sozialpädagogischen Methoden und Verfahren, deren Verfeinerung und Differenzierung. Den einen erscheint Soziale Arbeit repressiv, die anderen sehen sie nur aus der funktionalen Binnenperspektive. Aus beiden polaren Positionen lässt sich keine praxisbegleitende gesellschaftliche Reflexivität für das Gros jener SozialarbeiterInnen ziehen, die in administrativen und verbandlichen Strukturen oder in selbstständigen Projekten arbeiten und erfahren, dass sie für diese Bedingungen haftbar gemacht oder als deren Opfer angesehen werden. Kein Wunder, dass sich viele dem kritischen Fachdiskurs verschließen, auch wenn sie mit einer nur funktionalen Ausrichtung ihrer Arbeit nicht zufrieden sind. Wenn man gerne mit KlientInnen arbeitet, kommen einem die repressiven Zuschreibungen nicht nur fremd, sondern geradezu arrogant vor. Sie sprechen einem ja die gesellschaftliche Sensibilität ab. Da die Soziale Arbeit ein Seismograf für soziale Probleme und Konflikte ist, gibt es kaum eine(n) Professionelle(n), der/die eine mehr oder minder ausgeprägte sozialkritische Sensibilität entwickelt. Diese aber in einer so polarisierten Fachdiskussion platzieren zu können, ist schwierig, denn man arbeitet gleichsam in einer Zwischenwelt. Deshalb braucht es ein Paradigma, das eher in diese professionelle Zwischenwelt passt, indem es Kritik und Bestätigung aufeinander beziehen kann. Ein Paradigma, in dem die SozialarbeiterInnen in ihrem Selbstverständnis nicht nur auf die unmittelbare Praxis festgelegt sind, sondern in dem sie sich im weiteren Sinne durchaus als *social agents* der sozialstaatlichen Gesellschaft verstehen können. Ein solches übergreifendes professionelles Selbstverständnis kann sich im Spannungsbogen zwischen

Handlungs- und Strukturwissen entwickeln, der in diesem Buch aufgemacht werden soll.

Ich schlage deshalb vor, das berufliche Selbstbewusstsein mehr an der historisch-empirischen Tatsache zu orientieren, dass und wie die Gesellschaft auf das Soziale im Allgemeinen und die Soziale Arbeit im besonderen *angewiesen* ist. Diese *Angewiesenheit* ist in den bisherigen Diskursen zur Sozialen Arbeit wenig expliziert worden. Sich ihrer aber bewusst zu werden, könnte das Selbstbewusstsein und die Arbeitsidentifikation von Studierenden und Tätigen in der Sozialarbeit wesentlich heben und stärken. Das vorliegende Buch soll zeigen, dass und wie man sich diesen Zugang der Angewiesenheit erarbeiten kann. Man darf nicht nur einfach darauf bestehen, sondern muss diesen Zusammenhang explizieren und begründen können. Ich will dies in zwei dimensionalischen Schritten tun: Zuerst will ich zeigen, wie Gesellschaft und Ökonomie in der Moderne auf das Soziale allgemein angewiesen sind. Vor diesem Hintergrund werde ich dann in einem zweiten Teil die Angewiesenheit der Gesellschaft auf die Soziale Arbeit erläutern und begründen.

Natürlich wird der Einwand kommen, eine solche Argumentation sei nicht kritisch genug, weil sie den Konflikt mit den Institutionen nicht explizit thematisiere, die doch oft die hier gesetzten Ansprüche blockieren oder verwässern. Dann ist mein Anliegen nicht verstanden. Denn ich möchte den Studierenden und PraktikerInnen der Sozialarbeit/Sozialpädagogik den *Möglichkeitsraum* vorstellen, in dem sie ihre Lern- und Arbeitsbedingungen kritisch thematisieren können. Die kritische Literatur zur Ökonomisierung des Sozialen ist ja inzwischen so breit und differenziert, dass man sie fast nur mit einem gewissen Fatalismus lesen kann. Die Gefahr, dass die Soziale Arbeit weiter zu Markte getragen wird, dass z. B. Wirkungskontrollen nur noch steuerungs- und finanzpolitischen Maximen folgen, dass pädagogisch notwendige Umwege verbaut und kommunikative Verfahren der Planung und Evaluation verpönt werden, ist längst nicht mehr von der Hand zu weisen. Über diesen Alarmdiskurs ist aber zunehmend in den Hintergrund getreten, welchen eigenen Fundus die Sozialarbeit hat und wie angewiesen das ökonomisch-gesellschaftliche System auf die

Soziale Arbeit ist. Diese soziale Gegenwelt zur Ökonomisierung darf nicht abgeschrieben werden. Deshalb ist es so notwendig, sich um den Pfeiler der Angewiesenheit zu sammeln. Im Schlussteil dieses Buches werde ich für eine praktische Utopie plädieren, in der die „Wiedergewinnung“ des schon einmal Erreichten und nun im sozialtechnologischen Innovationshype Gefährdeten im Mittelpunkt steht. Dies soll der politische Impetus dieses kritisch-optimistischen Buches sein.

Der sozialpädagogische Berufsstolz soll sich an diesem immer noch greifbaren Möglichkeitshorizont messen, das erschwerte berufliche Handeln darin kritisch justieren können. „Kritisch justieren“ meint, Rollendistanz einzuüben, indem man die Kommunikation mit KollegInnen auch außerhalb der organisatorischen Zwänge sucht. Die Arbeitskreise Kritischer SozialarbeiterInnen sind ein Beispiel dafür. In der folgenden Argumentationskette geht es um diesen *Möglichkeitsraum Soziale Arbeit*. Der Schlüssel zu seiner Begehrbarkeit und zur Erreichbarkeit des Möglichen liegt in der Tatsache der Angewiesenheit der Gesellschaft auf das Soziale und die Soziale Arbeit. Diese selbstbewusste berufliche Haltung kann aber auch nach innen wirken. Niklas Luhmann (1995) hat von einer „brauchbaren Illegalität“ gesprochen, auf die Organisationen informell angewiesen sind, wenn sie funktionieren sollen. Diese zu nutzen setzt aber ein hohes berufliches Selbstbewusstsein und dieses wiederum jenes Wissen um Strukturen voraus, von dem oben die Rede war.

I Das Soziale im Spannungsverhältnis zur kapitalistischen Ökonomie

Das *Grundprinzip des Sozialen* besteht für mich darin, den Menschen *in seiner Würde und Gemeinschaftlichkeit* in ökonomisch-gesellschaftlichen Spannungsverhältnissen zur Geltung zu bringen. „Zur Geltung bringen“ bedeutet, dass der Mensch in seinen Freiheitsrechten, seinen individuellen Befähigungen und sozialen Handlungsmöglichkeiten sowie deren institutionelle Absicherungen in den Mittelpunkt gestellt werden. „In Spannung“ bedeutet, dass sich das Soziale immer in Konflikten herausbildet und sich historisch auch so herausgebildet hat. Eine Theorie des Sozialen muss deshalb konflikttheoretisch angelegt sein. Grundlegend ist dabei das Spannungsverhältnis zwischen Mensch und Ökonomie, also zwischen menschlicher Autonomie und Integrität und der wirtschaftlichen Definition des Menschen als Kosten- und Marktfaktor. Auch das Spannungsverhältnis zwischen Lebensweltbezug und administrativer Systemlogik gehört in diesen Zusammenhang. Schließlich stehen auch die zwischenmenschlichen Beziehungsstrukturen wie Gemeinschaft, Solidarität und Sorge im Konflikt mit Marktstrukturen wie Konkurrenz, Verdrängung und Kategorisierung. Solche Spannungsverhältnisse werden auch in der Argumentationskette (A) sichtbar, die ich im Folgenden aufbaue. Dabei geht es mir im ersten Teil um das gesellschaftliche Wissen um das Soziale, das meines Erachtens die Soziale Arbeit gleichsam als allgemeinen Legitimationsschirm braucht und unter dem diese ihre besondere professionelle Legitimation entfalten kann. Diese will ich im zweiten Teil dieses Buches in weiteren Argumentationsschritten entwickeln. Ich denke dabei Sozialarbeit und Sozialpädagogik immer zusammen, denn sozialarbeiterische Interventionen generieren immer auch soziale Lern- und Bildungsprozesse.

Wichtig ist also, dass das Soziale nicht für sich erscheint, sondern immer als relationales Konstrukt, das aus einem historisch-dialektischen Zusammenhang heraus entstanden ist. Erst in die-

sem Spannungsverhältnis erhält das Soziale seine gesellschaftliche Wirkkraft. Entsprechend renne ich in meiner vom Sozialen ausgehenden Kapitalismuskritik nicht einfach gegen den Kapitalismus an, sondern thematisiere das Soziale *gegen* den Kapitalismus *im* Kapitalismus. Dies ist meines Erachtens auch zukünftig der Schlüssel zur Öffnung des Sozialdiskurses im fortschreitenden Kapitalismus.

A1 Die kapitalistische Ökonomie ist zum Zwecke ihrer Modernisierung auf das Soziale angewiesen – Das sozialpolitische Prinzip

Die These, dass die kapitalistische Ökonomie auf das Soziale angewiesen ist, stößt im heutigen neoliberalen Zeitalter eher auf Kopfschütteln, Stirnrunzeln oder wird einfach belächelt, als dass man sich ernsthaft mit ihr auseinandersetzt. Der Diskurs bewegt sich auf die andere Seite hin: Die ökonomischen Prinzipien hätten das Soziale längst durchdrungen, von der Ökonomisierung des Sozialen ist fast durchgängig die Rede. Der Mensch könne eben nicht mehr zur Geltung gebracht werden, die sozialen Einrichtungen stünden nicht nur unter ökonomischen Druck, sie erhielten auch wieder kontrollierenden ja repressiven Charakter. SozialarbeiterInnen stehen wieder in der Ecke. Die eigenen HauswissenschaftlerInnen aus der kritischen Sozialpädagogik/Sozialarbeit beklagen diese repressive Entwicklung manchmal in einer Weise, die den betroffenen Professionellen wenig Raum lässt, sich aus ihrer Praxis heraus damit auseinanderzusetzen. Man bekommt diese Kritik vorgesetzt, wird bemitleidet oder aufgefordert, dagegen zu kämpfen. Diese Aufforderung wird aber meist nicht in die Handlungsspielräume der PraktikerInnen übersetzt. Und schließlich wird oft nicht gefragt, ob sich PraktikerInnen, die zwar vor Ort viel unter solchen Ökonomisierungstendenzen leiden, überhaupt auf diese Ebene der Kapitalismuskritik begeben sollen oder nicht lieber in ihren verbliebenen Nischen das Beste aus der Situation machen sollten. Es gibt ja nicht wenige unter ihnen, die sagen, das rausche ihnen am Ohr vorbei, sie hätten im Alltag andere Sorgen. Wenn es dann heißt, diese Sorgen seien doch letztlich auf die Ökonomisierung des Sozialen zurückzuführen, dann kommt meist die Gegenfrage nach den Möglichkeiten, die man im Alltag habe, dies zu durchschauen. Das ökonomisch-gesellschaftliche Problem liege doch so weit weg. Man erlebe doch diese Ökonomisierung nicht

als solche, sondern als Sachzwang und Frage der Effizienz, die sich in Hilfeplänen und Leistungsbewertungen ausdrücke. Und da sei doch der Zug längst abgefahren. Die Kritik, die sich die Wissenschaft leisten könne, sei dem Praktiker/der Praktikerin nicht verfügbar und bekäme dadurch nicht selten einen zynischen Charakter.

Es geht mir nun darum, diese oft pessimistische und resignierte Haltung in der sozialpädagogischen Praxis mit kritischen, aber darin pragmatischen – also handhabbaren – Argumenten zu öffnen. Zugunsten einer Haltung des Selbstbewusstseins und der Souveränität der Einschätzung der fachlichen und beruflichen Lage. Es geht mir um nicht mehr und nicht weniger als um *den aufgeklärten Praktiker, die aufgeklärte Praktikerin*. Darunter verstehe ich jemanden, der/die in der Lage ist, in zwei Welten zu denken und einschätzen zu können, ob und wie man sie aufeinander beziehen kann. Gegen die Welt des Kapitalismus komme ich freilich nicht an, spüre eher den Drang, sie zu verdrängen. Doch das wäre falsch. Die kapitalistische Welt, von der die Ökonomisierung des Sozialen und der Sozialen Arbeit ausgeht, ist die eine, die Welt der sozialpädagogischen Praxis die andere. Ihr Verhältnis zueinander ist asymmetrisch. In der Welt meiner sozialpädagogischen Praxis spüre ich die Auswirkungen der Ökonomie auf das Soziale, ich muss mich mit ihnen alltäglich auseinandersetzen können, muss – darauf werde ich später eingehen – in der Lage sein, sie abzumildern oder gar zu unterlaufen. Und hier kommen wir zu dem Begriff „aufgeklärt“, den ich der Praxis angehängt habe. Denn das Wissen um die Logik der kapitalistischen Entwicklung und ihr in dieser historischen Erfahrung spannungsreiches Verhältnis zum Sozialen kann mir eine andere Stellung zu meiner alltäglichen Praxiswelt ermöglichen. Ich stehe in der Praxis und gleichzeitig über ihr. Ich kann auf eine den Alltag übergreifende Zeit blicken und mir in dieser historischen Vergewisserung auch Formen der Praxis vorstellen, die so nicht unter Ökonomisierungsdruck standen, wie das heute der Fall ist. Damit dies keine nostalgische Veranstaltung wird, brauche ich ein übergreifendes, gleichsam epochales Konzept, um das Jetzt, das Früher und das Später einordnen zu können. Dieses Leit- und Bewegungskonzept der Entwicklung des Sozialen in der

industriekapitalistischen Gesellschaft, in der wir uns ja heute und auf absehbare Zeit immer noch befinden, ist in diesem Buch mit dem Begriff des „Sozialpolitischen Prinzips“ umschrieben. Darin ist die Grundthese formuliert, dass die ökonomische, gesellschaftliche und demokratische Entwicklung in unserem Kulturkreis auf das Soziale angewiesen ist. Ich kann also daraus eine Haltung der Angewiesenheit beziehen, die mich auch die Dinge in der Praxis gelassener sehen lässt, als wenn ich nur unter dem Verdrängungs- und Abspaltungsdruck der von mir verlangten alltäglichen Routine über mich und mein berufliches Schicksal sinniere. Es ist eine Haltung, die eine Brücke von meinem Berufsstatus zu meinem Bürgerstatus bildet. Es ist gleichsam der sozialpolitische Horizont, vor dem ich arbeite.

Und nun – nach dieser zweiten Einstimmung – zur ersten übergreifenden Argumentation in der Linie des sozialpolitischen Prinzips mit seiner Grundthese der Angewiesenheit: Der Kapitalismus hat sich nicht linear entwickelt. Überraschende soziale Durchdringungen und Umstrukturierungen der modernen Industriegesellschaft haben in den letzten 150 Jahren historisch neue Qualitäten der Vergesellschaftung entstehen lassen. Ausdruck dieser sozialen Öffnung des Kapitalismus – der dabei sein antisoziales Wesen grundsätzlich nicht verändert hat – ist die moderne Sozialpolitik. Diese hat zwar im Sozialstaat westeuropäischer Prägung ihre institutionelle Form gefunden, ihre historische Substanz liegt aber im Spannungsfeld des *Sozialpolitischen Prinzips*. Das Sozialpolitische Prinzip ist die Verwirklichung der sozialen Idee im Kapitalismus gegen den Kapitalismus.

„In der Doppelstellung der Sozialpolitik als Fremdkörper und zugleich als Bestandteil im kapitalistischen System liegt ihre eigentümliche Bedeutung; darin ihre Dynamik, darin ihre dialektische Paradoxie und theoretische Problematik.“ (Heimann 1929/1980: 167)

Der Urheber dieser epochalen Hypothese war der Frankfurter Sozialökonom Eduard Heimann mit seinem 1929 erschienenen Klassiker „Soziale Theorie des Kapitalismus“. Dass das Ökonomische und das Soziale trotz ihrer unüberbrückbaren Widersprüchlichkeit